



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

unser gewesen. Jedenfalls ist das englische Protektorat über Sansibar viel bedenklicher als die Abtretung der nordischen Gebiete (Witu u. s. f.)“

Doch allmählich kam die Abschiedsstimmung über uns, wir mußten scheiden. Gegen halb sechs Uhr meldete der Diener, die Wagen, die uns nach der Station Hammermühle zurückbringen sollten, stünden bereit. Als uns der Fürst zum Abschiede die Hand reichte, sagte er gütig: „Ich danke den Herren herzlich, daß sie den weiten Weg zu mir gemacht haben, und bedaure nur, daß wir nicht Nachbarn sind.“ Dann begleitete er uns bis an den Wagen, und seine hohe Gestalt stand noch barhäuptig auf der Veranda, als die Pferde anzogen. Ein letzter Gruß, ein Hurra aus den frischen Kehlen der drei Rangkautschen Knaben, der Wagen bog um die Ecke, und in nächtlicher Finsternis verschwand hinter uns Schloß Barzin. So traten wir die Heimreise an, Kopf und Herz voll unvergeßlicher Erinnerungen.

Meine anspruchslose Darstellung hat nicht sowohl Politik geben wollen, soweit sich die überhaupt hier ausschließen läßt, als vielmehr ein Bild des persönlichen Daseins, das sich freilich nicht geben läßt, ohne daß man selbst recht persönlich wird. Aber das deutsche Volk hat nun einmal seinen Bismarck fest ins Herz geschlossen und wird sich ihn nicht nehmen lassen, es hat daher vielleicht auch jetzt noch eine Art von Anspruch darauf, zu wissen, wie der Fürst auf seinem eignen Grund und Boden unter den Seinen lebt. Denn wer in ihm nur den „eisernen Kanzler“ sieht, kennt ihn nur halb, und wer da meint, er sitze finster grollend und mit aller Welt beständig hadernd in seiner selbstgewählten Einsamkeit, der beurteilt ihn ganz falsch. Gewiß, er würde ruhiger leben, wenn er vergessen könnte, was er gewesen ist und was er noch ist, und — wenn die Welt es vergessen könnte. Das aber ist unmöglich. Und so hebt sich das friedliche Bild seines Landlebens allerdings von einem sehr ernsten, ja tieftragischen Hintergrunde ab. Doch wenn man ihn als Staatsmann bewundern muß, als Menschen muß man ihn lieben.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kolumbus ein Katholik? Zu den neuern Worten Papst Leo's des Dreizehnten, die zwar auf den kürzlich hie und da gehaltenen Katholikenversammlungen ein kräftiges Echo des Beifalls weckten, aber gar sehr genauerer geschichtlicher Beleuchtung bedürfen, gehört auch das bekannte, das den Wiederentdecker Amerikas für den Katholizismus in Anspruch nimmt. Wichtig ist ja, daß Kolumbus gut katholisch war und sich an katholische Fürsten um Unterstützung seines Planes gewandt hat, wiewohl ihn gerade die am besten katholisch gesinnte Isabella am längsten

warten ließ, richtig ist auch, daß die dem Auftreten des Kolumbus vorausgehenden Entdeckungsfahrten der Portugiesen wesentlich durch religiöse Bewegungen, durch Glaubenseifer und Missionsdrang angeregt worden waren, und daß der Entdeckung des Kolumbus selbst die Religion als katholische Mission auf dem Fuße folgte, daß die Nachkommen der Conquistadoren vom Bettelorden und von den Angehörigen des neugegründeten Jesuitenordens begleitet waren, daß der Gründung von spanischen Häfen, Forts und Städten die von Klöstern und Bistümern zur Seite ging, daß die Verbreitung des Christentums als sicherste Stütze der spanischen Herrschaft in der neuen Welt angesehen wurde, gerade so wie auch in der alten Welt Karl der Fünfte und Philipp der Zweite die Religion zum Regierungswerkzeug machten.

Aber das war nicht die einzige Ursache. Wie sich in den Kreuzzügen die edelsten und tiefsten Beweggründe mit höchst weltlichen, äußerlichen, ja verwerflichen Absichten zu trüber Mischung vereinigten, so war bei den Entdeckungsfahrten neben dem altspanischen Bekehrungseifer auch die Kriegslust, die Abenteuerlust, die Geldgier ein Beweggrund. Daß Kolumbus selbst von der *auri sacra fames* im höchsten Grade angesteckt war, zeigen seine übertriebenen Forderungen, mit denen er den „spanischen Königen“ gegenübertrat, zeigt insbesondere sein schmutziges Verhalten dem gemeinen Matrosen gegenüber, dem er die für die erste Erblickung des Landes ausgesetzte Geldsumme abtritt. Bekanntlich hat die Entdeckung der neuen Welt auch Spanien sehr wenig Glück gebracht. Hat die durch die Vertreibung der Mauren bewirkte Verödung des südlichen Spaniens, insbesondere seiner künstlichen Bewässerung schon frühe schädlich gewirkt, so hat die Sucht, in Amerika oder Indien schnell und ohne Mühe Schätze zu häufen, den Ackerbau und den Gewerbefleiß lahmgelegt und viele der nützlichsten Hände diesen bürgerlichen Beschäftigungsarten entzogen, zu einer Zeit, wo Spanien ohnedies infolge des Überwiegens seines Adels und der Überfüllung seiner Klöster keinen Überfluß an leistungsfähiger Bevölkerung hatte. Auch trug der geistige Druck im Innern, die religiös-sittliche Erschlaffung, die der Inquisition folgte, weiterhin dazu bei, die Leute in die Ferne zu treiben. Was halfen die stolz den Ozean durchfurchenden Silberflotten, wenn die einheimischen Bergwerke des einst so metallreichen Landes in Verfall gerieten? Was hatte überhaupt Spanien kurze Zeit nach der Conquista noch anderes aufzuweisen als, wie Polen, seinen Adel und seinen Katholizismus? Der Raubbau drüben mußte ja doch bald ein Ende nehmen.

Daß also der Katholizismus als solcher sehr wenig zur Entfaltung eines dauernden und blühenden Kolonialwesens befähigt ist, hat die Geschichte Spaniens und Portugals in jener und auch in der späteren Zeit deutlich gezeigt. Wie ganz anders entwickelten sich doch in dieser Hinsicht von bescheidneren, aber gesünderen Anfängen aus die Kolonien der Holländer und Engländer, mit deren Gründung zu Hause eine fleißige Gewerbtätigkeit und die Entfaltung eines freien, evangelischen Geistes Hand in Hand ging!

Wir können also wohl mit Recht sagen, daß gerade die katholisch erscheinenden Seiten des Kolumbus mehr zu den Beschränktheiten seines Wesens gehören. Das Große und Geschichtliche des Mannes wird man darin finden müssen, daß er, ein echter Sohn seiner Zeit und des zur Reife gehenden, über sich selbst hinausdrängenden Mittelalters, dem neu erwachten Streben nach Erweiterung der Kenntnis der Erde und Ausbreitung des Verkehrs (nicht der Mission!) gefolgt ist und zur Verwirklichung verhalf. Als solcher aber gehört Kolumbus nicht dem Katholizismus und dem Mittelalter, sondern der Neuzeit und der Menschheit an, und es ist als ein bloßer Zufall zu bezeichnen, daß er nicht protestantisch war. Die Erneuerung

des geistigen Lebens des Mittelalters durch die Reformation hat ja auch nicht mehr lange auf sich warten lassen; zu derselben Zeit, wo die Conquistadoren in unbestimmtem Drange das weite Weltmeer durchfurchten, nach neuen Lebensgestaltungen ausblickend, suchte der Wittenberger Mönch in enger Zelle für das beschränkte Wesen des geistigen Lebens neuen Inhalt und neue Formen.

Es ist gewiß kein Zufall, daß wie die alte Zeit mit ihrer Bertrümmung des Römerreichs und der alten Welt zu Ende gegangen ist in dem Augenblick, wo das Christentum als Staatsreligion auftrat, so die Neuzeit mit der Entdeckung einer neuen Welt beginnt, diese selbst aber im innigsten Zusammenhang steht mit der Erneuerung jenes Christentums in der Reformation.

Mangel an geschichtlichem Sinn. Ein jüdischer Rechtsanwalt ist kürzlich vom König von Portugal zum Komtur des Christusordens (!) ernannt worden. Nun ist es ja bekannt, daß bei Ordensverleihungen sehr wenig an die Entstehung des Ordens gedacht wird; meist wird man auch keine Veranlassung haben, daran zu erinnern. Aber der vorliegende Fall verrät doch einen solchen Mangel an geschichtlichem Sinn, daß wir ihn nicht unerwähnt lassen können. Der Christusorden wurde als portugiesischer Ritterorden 1318 vom König Dionysius gestiftet, nachdem 1312 der Templerorden aufgehoben worden war. Er erhielt dessen Güter und erbt auch dessen Kreuzzugsgeist. Der Gedanke des Kampfes gegen die Ungläubigen lag also seiner Stiftung zu Grunde, und dieser entsprach auch der bisherigen portugiesischen Geschichte. Denn Portugal und Spanien verdanken diesem Kampfe gegen die Araber ihre Entstehung, er hat dem Volkscharakter den ihm eignen Zug des kirchlichen Fanatismus aufgeprägt. Diese Religions- und Rassenkämpfe sind zugleich die glänzendsten Erinnerungen der portugiesischen Geschichte, selbst die großartigen Entdeckungen des fünfzehnten Jahrhunderts hängen damit zusammen. Der Infant Heinrich der Seefahrer (gestorben 1460) war Großmeister des Christusordens und benutzte die reichen Einkünfte des Ordens, um Entdecker an der afrikanischen Küste auszusenden; er konnte das, weil es sich bei den Entdeckungen zugleich um Ausbreitung des Christentums handelte.

Gewiß ist nun der Christusorden heute nur eine Dekoration wie andre Orden auch, aber wenn er aus der Idee des Kampfes gegen die Ungläubigen und der Verbreitung des Christentums entstanden ist, so darf man doch wohl die Frage aufwerfen, ob die portugiesische Regierung mit Rücksicht auf die Geschichte nicht eine andre Auszeichnung für einen Juden hätte finden können, als gerade die Ritterwürde des Christusordens. Sollte das nicht vielleicht auch dem Dekorirten lieber gewesen sein?

Ein Schulzopf. Die kurze Auslassung über „Vornamen“ im 45. Hefte der Grenzboten bringt uns auf den Mißbrauch, der in Schulbüchern und im Unterricht mit den Vornamen und der Adelspartikel unsrer großen Dichter getrieben wird. Wer in einer Schulkasse, namentlich in Volksschulen, die Frage stellt, von wem denn der „Erlkönig“ sei, kann sicher sein, daß die Antwort lautet: „von Wolfgang von Goethe,“ wenn nicht gar „von Johann Wolfgang von Goethe“; denn also will es der ängstliche Pädagog, und wenn nicht er, so doch der Herr Schulinspektor, der die Stirn runzelt, wenn ein Schulkind schlechtweg „Luther“ sagt, statt „Dr. Martin Luther.“ Genauigkeit ist ja nun eine schöne und nützliche Sache; sie kann aber auch zur Abgeschmacktheit führen, und sie thut es wirklich in dem Falle, von dem wir reden. Jakob Grimms Worte in seiner Rede auf

Schiller (oder, um der Genauigkeit die Ehre zu geben, in seiner „Rede auf Schiller“) scheinen in pädagogischen Kreisen in Vergessenheit geraten zu sein. Sie sind so schön, daß wir glauben, sie hier wiederholen zu dürfen. „Ein Geschlecht soll auf seinen Stamm, wie ein Volk auf sein Alter und seine Tugend stolz sein, das ist natürlich und recht; unrecht aber scheint, wenn ein vorragender freier Mann zum Edeln gemacht und mit der Wurzel aus dem Boden gezogen wird, der ihn erzeugte, daß er gleichsam in andre Erde übergehe, wodurch dem Stand seines Ursprungs Beeinträchtigung und Schmach widerfährt; oder soll der freie Bürgerstand, aus dem nun einmal Göthe (sic) oder Schiller entsprangen, aufhören sie zu besitzen? Alle Beförderungen in den Adel werden ungeschehen bleiben, sobald dieser Mittelstand seinerseits stolz und entschlossen sein wird, jedesmal sie auszuscheiden. Ein großer Dichter legt auch notwendig seinen Vornamen ab, dessen er nicht weiter bedarf, und es ist undeutscher Stil oder gar Hohn, Friedrich von Schiller, Wolfgang von Goethe (geschweige Johann Christoph Friedrich, Johann Wolfgang) zu schreiben. Über solchen Dingen liegt eine zarte Eihaut des Volksgefühls. In seine künftigen Standbilder mag nur gegraben werden: Schiller.“

So wie Grimm gewollt hat, so ist es unsers Wissens auch geschehen. Den Kreisen der Künstler und Kunstfreunde sind Grimms Worte augenscheinlich noch im Gedächtnis. Auf Schapers Goethedenkmal im Berliner Tiergarten steht mit goldnen Lettern auf dem weißen Marmor: Goethe, und nichts weiter. Ein paar hundert Schritte weiter liest man auf Lessings Bildsäule: Gotthold Ephraim Lessing, und mit Recht so, denn wir haben außer ihm einen Karl Friedrich Lessing, der sich auch sehen lassen kann; auch ist uns der erstgenannte doch nicht das, was Schiller, Goethe und Luther für uns sind. Es ist nicht gut, daß die Schule den Brauch stört und verwirrt, den der gesunde Instinkt des Volks geschaffen hat. Ein Wink der aufsichtführenden Behörden wird genügen, aus Lesebüchern und Gedichtsammlungen Überschriften wie: „Das Lied von der Glocke. Von Friedrich von Schiller“ verschwinden zu lassen. Den Schülern wird man es nicht zweimal zu sagen haben, daß sie zu dem natürlichen und edeln Brauche, „Schiller“ und „Goethe“ zu sagen, zurückkehren. Sagen sie doch auch alle „Bismarck“ und „Moltke.“

Staat und Kirche. Herr Professor Dr. Beytschlag in Halle schreibt uns: „In dem jetzt erst [Schlimm genug! D. N.] mir in die Hände kommenden Aprilheft (!) der Grenzboten findet sich ein Aufsatz über »Staat und Kirche,« dessen ungenannter Verfasser gegen meine einschlägigen Äußerungen auf der Generalsynode von 1891 polemisiert. »Auf der preussischen Generalsynode von 1891 äußerte Professor Beytschlag: »Die Hammersteinschen Anträge wollen eine Veränderung des Verhältnisses von Staat und Kirche. Das ist ein fremder Blutstropfen im deutschen Volke, das von Anfang an auf dem innigsten Verhältnis zwischen Staat und Kirche gebaut ist.« (sic!)« Und nun wird bemerkt, daß das deutsche Volk doch nicht auf ein Verhältnis gebaut sein könne. — Nach der amtlichen Ausgabe der Generalsynodalverhandlungen S. 595 haben meine Worte gelautet: »Die Hammersteinschen Anträge suchen die größere Freiheit und Selbständigkeit der Kirche auf einem andern (als den von mir vorher angedeuteten) Wege, auf dem Wege einer Änderung des rechtlichen Verhältnisses von Kirche und Staat. Sie sind von einem Verdruß über die Rechte des Staats über die evangelische Kirche getragen [erfüllt?]. Das ist mir in gewissem Sinne doch ein fremder Blutstropfen im deutschen Protestantismus, der von Anfang an auf das innigste Ver-

hältnis zwischen Staat und evangelischer Kirche gebaut ist.« Also nicht »vom deutschen Volke,« sondern vom »deutschen Protestantismus« habe ich geredet.

Auch die weitere Frage jenes Aufsatzes: »Wenn nun ein Hohenzollernkönig katholisirende Neigungen und Bestrebungen offenbarte, wie würde sich Professor Beytschlag dem gegenüber verhalten?« wäre von selber weggefallen, wenn es dem ungenannten Verfasser gefallen hätte, meine Rede, ehe er sie kritisirte, in der amtlichen Ausgabe zu lesen, denn sie lief geradezu darauf hinaus, daß durch eine katholisirende Politik wie die gegenwärtige das landesherrliche Kirchenregiment unhaltbar gemacht werde.“

Der Verfasser des erwähnten Aufsatzes erwidert darauf folgendes: „Daß ich, irre geführt durch einen ungenauen Bericht, Herrn Professor Beytschlag in den Verdacht inkorrekter Ausdrucksweise gebracht habe, thut mir aufrichtig leid. Aber da sich die Leser kaum noch des Zusammenhanges erinnern werden, in dem mir das Unglück begegnet ist, muß ich doch die Erinnerung daran auffrischen, weil sonst leicht mein Vergehen schwerer erscheinen könnte, als es ist. Hätte ich über die Generalsynode geschrieben, was nicht meines Amtes gewesen wäre, oder hätte ich die Rede des Professors Beytschlag zum Hauptgegenstande meines Aufsatzes gemacht, woran ich nicht gedacht habe, so wäre ich allerdings verpflichtet gewesen, die Akten der Generalsynode zu studiren. Aber ich habe nur über das Verhältnis von Staat und Kirche im allgemeinen geschrieben und u. a. meine Ansicht zu begründen gesucht, daß auch die evangelische Kirche auf Selbständigkeit dem Staate gegenüber nicht verzichten könne. Lediglich zur Erläuterung dieser meiner Ansicht habe ich einen Ausspruch des berühmten Professors angeführt, wie ich ihn in einem sonst zuverlässigen Blatte gefunden hatte. Ebenso gut hätte ich hundert andre ähnliche Sätze anführen können, wie sie täglich gesprochen und geschrieben werden. Daß aber meine Frage nicht überflüssig war, beweist die dankenswerte klare und unzweideutige Antwort, die der Herr Professor in seiner Zuschrift darauf giebt. In die erste Frage hatte ich die andre geknüpft, was wohl geschehen würde, wenn ein König von Preußen seine Stellung dazu mißbrauchen wollte, die materialistische Weltanschauung in seiner Kirche zu verbreiten? Ohne Zweifel hat Professor Beytschlag darauf dieselbe Antwort in Bereitschaft. Das Ergebnis der Debatte ist also dies, daß das landesherrliche Kirchenregiment in dem Augenblicke unhaltbar wird, wo der Landesherr aufhört, das evangelische Christentum in der Kirche zu vertreten, und da wir doch dem Landesherrn unmöglich jene übernatürliche Gabe zusprechen können, die die römischen Katholiken ihrem Papste zusprechen, so kann diese Einrichtung eine Quelle arger Verlegenheiten für die evangelische Kirche werden. Gerade das ist es aber, was ich hervorheben wollte.“

Berichtigung. Dr. G. Wendt beschwert sich darüber, daß in der Rezension seines Buches über England (Heft 43 der Grenzboten) ein Satz verdreht worden sei: aus „So sollten aus Katholiken Protestanten werden!“ sei gemacht worden: „Sie sollten u. s. w. werden“; dadurch werde der Sinn in sein Gegenteil verkehrt, denn mit „so“ besage der Satz eben das, was in der Besprechung als das Richtige einem angeblichen Irrtum Wendts gegenübergestellt worden sei.

Der Verfasser der Rezension schiebt die Veränderung von „so“ in „sie“ auf den Setzer, bestreitet aber, daß das etwas zur Sache thue. Er habe behauptet, es sei gar nicht die Absicht der englischen Regierung gewesen, die Iren zu belehren, den Glauben an diese Absicht aber scheine das fragliche Sätzchen auch in seiner ursprünglichen Form zu verraten. Das „so“ und das Ausrufungszeichen

drückten nur aus, daß die zu diesem Zweck angewandten Mittel ungeeignet gewesen seien; habe es der Verfasser anders gemeint, so habe er sich undeutlich ausgedrückt.

Die Sache ist wohl des langen Geredes nicht wert, da ja solche Kleinigkeiten der vom Rezensenten ausdrücklich anerkannten Brauchbarkeit des Buches keinen Abbruch thun.



Litteratur

Zwölf Jahre deutscher Parteikämpfe (1881—1892). Von J. Sabin. (Fünftes Heft der zweiten Reihe der von Eugen Wolff herausgegebenen Deutschen Schriften für nationales Leben.) Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer, 1892

Eine ziemlich unparteiische Naturgeschichte unsrer gegenwärtigen Parteien, deren Inhalt für Leser, die sich den Einblick ersparen wollen, auf dem Titelblatte angegeben ist: „Politische und wirtschaftliche Theorien, die Parteien als Interessenvertretung, persönliche Verhältnisse und Taktik der Parteien, Sachliches aus dem Parlament, die Parteien der Zukunft.“ Viel kommt bei dieser Aufzählung bekannter Thatsachen und Ereignisse nicht heraus. Als Parteien der Zukunft nennt der Verfasser: eine ultrakonservative Agrarierpartei, eine gemäßigt konservative industrielle Partei, eine liberale individualistische Partei, die die Interessen des Handels wahrnimmt, und eine demokratisch-kommunistische Arbeiterpartei. Das ist ja aber gar keine Zukunft, sondern (da die Bezeichnungen freikonservativ, national-liberal und deutschfreisinnig bedeutungslos sind und nur als Köder für unklare Köpfe dienen) die reine Gegenwart, nur daß das durchs Zentrum gebundene Drittel der Nation noch nicht in die Gliederung eingegangen ist. Das Zentrum, meint Sabin, werde sich erst auflösen, „wenn die Katholiken anders geworden sind, wenn sie sich von dem Bann des römischen Priestertums losgemacht haben.“ Das kann, wie Sabin sehr richtig bemerkt, noch lange dauern. Vielleicht gehts rascher, wenn die Protestanten anders werden, womit wir natürlich nicht meinen, daß sie katholisch werden, sondern daß sie die Kulturpaukereien lassen sollen, die den katholischen Fanatismus und die Furcht der Katholiken vor Vernichtung ihrer Religion immer wieder aufs neue weckt.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig